



# EDITORIAL

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in Ihren (digitalen) Händen halten Sie die erste Ausgabe der *AIEIA zeitschrift für literatur*. Im Oktober 2025 ins Leben gerufen, möchten wir als unabhängige Plattform für anspruchsvolle Literatur talentierten Autor/innen eine Stimme geben und sie geneigten Leser/innen näherbringen.

Wir haben uns bereits über einen ansehnlichen Zulauf im Rahmen der ersten Ausschreibung zum Thema "Herbst" freuen können und eine sorgfältige Auswahl der eingereichten Beiträge getroffen.

Ohne uns in einleitenden Betrachtungen über Wesen und Charakter des Herbstes und seinen vielfältigen Sinnbildlichkeiten zu ergehen, geben wir gerne den vierzehn Autorinnen und Autoren, die mit insgesamt dreiundzwanzig lyrischen und prosaischen Texten in der vorliegenden Ausgabe vertreten sind, die literarische Bühne.

Viel Vergnügen beim Lesen wünscht

Das AIEIA-Team

Februar 2026

# INHALTSVERZEICHNIS

## *Gedichte*

Herbstblatt	<i>Niklas Böhringer</i>	5
	<i>Ines Seidel</i>	6
Goldenerherbstwindaufbruchstimmung	<i>Clara Lefering</i>	7
Aber November	<i>Robert Höpfner</i>	8
nachricht	<i>Ines Seidel</i>	9
Kann es ein Herbstgedicht geben	<i>Robert Höpfner</i>	10
im wortezimmer	<i>Ines Seidel</i>	11
Drei Begegnungen im Wald	<i>Matthias C. Hänselmann</i>	12
Der Preis der Freiheit	<i>Robert Höpfner</i>	13
Verheddert	<i>Nico Haingärtner</i>	14
Herbstlaub im Juli	<i>Nina-Sophie Karken</i>	15
	<i>Elvira Lauscher</i>	17
Lichtwechsel	<i>Eline Menke</i>	18
Baumsblatt	<i>Johann Peter</i>	19
Herbst - Zwischen Licht und Stille	<i>Aureus Magnus</i>	22
Gesellschaft vorm Winter	<i>Helmut Blepp</i>	23
Große Vögel	<i>Helmut Blepp</i>	24
Unterm Slevogt-Hof	<i>Helmut Blepp</i>	25

## *Erzählungen*

Grau über Weiden	<i>Uta Biehl</i>	27
Loch	<i>Nico Haingärtner</i>	28
Neuanfang im Oktober	<i>Beate Charlotte Brett</i>	32
In eigener Sache		37

# Gedichte

---

das  
licht  
auf dem  
weg eines  
blattes, das  
vom baum  
fällt, schmal,  
spitz, und doch  
warm im farben-  
kleid, ein letzter  
gruß, bevor der  
herbst es sanft  
in seine  
arme legt  
und  
ruht  
so  
leis  
so  
leis.

Niklas Böhringer, geboren 2003 in Karlsruhe.  
Angehender Grundschullehrer. Schreibt  
Geschichten seit der Grundschulzeit.

Angemessen trüb

drückt es von innen

und von außen

ans Fensterglas.

Ines Seidel, Jahrgang 1972, aufgewachsen in einem thüringischen Dorf. Während des Studiums der Linguistik und Kommunikations- und Medienwissenschaften in Leipzig Gedichte und erste Veröffentlichungen. Lebt mit ihrer Familie in der Nähe von München.

Ich tanze laubfrei leicht  
Windzerwuschelte Haare  
Vom Wettrennen im Windrichtungssprint  
Apfelknackige Morgensonnen  
Kalte Böen bei rauem Baumrindenwetter  
Ein Nichtstehenbleibenwind treibt mich fort  
Vom mitreißenden Jetztodernie der letzten Sonnenstrahlen  
Ist es das Abschiedswinken der Blätter  
Oder die stille Vorfreude der fallenden Samen  
Es liegt eine Erinnerung an Sterblichkeit in der Luft  
Totlaub knistert unter deinen Füßen  
Du hauchst Teetassenwärme in deine Handflächen  
Bevor der erste Bodenfrost deine Fußstapfen einholt  
Wir ziehen unsere Eichelmützen tief ins Gesicht  
Als der regennasse Grauwetterwind  
Gegen die Scheiben schlägt  
Ein Laubteppich voller bunter Baumsterne  
Flüstert mit jedem Winterstiefelschritt  
Es kann nur sterben  
Was vorher gelebt hat

Clara Lefering promoviert an der Universität Münster im Fach Philosophie. Arbeitet neben dem Studium als Instrumentallehrerin. Schreibt seit ihrer Kindheit.

November  
Ist die Zeit der  
Geknickten  
Stängel und  
Niedergedrückten  
Halme.

November  
Ist die Zeit der  
Verlassenen  
Nester und der  
Verstoßenen  
Blätter.

Aber November  
Ist auch die Zeit der  
Auferstehenden  
Sehnsüchte und der  
Zurückkehrenden  
Sommerbilder.

Robert Höpfner, geboren 1954 in München, wohnt seit 1981 in Grassau/Chiemgau. Bis 2018  
Geschäftsleiter der Marktgemeinde ebenda, danach Vorstand der Wolfgang-Sawallisch-Stiftung. Schreibt Lyrik, Prosa und Erzählungen; mehrere Buchveröffentlichungen, Beiträge in Literaturzeitschriften und Erstplatzierungen bei Lyrikwettbewerben.

du hast ein foto geschickt (eingestellt)  
sehr groß der schlehenstrauch wie ein wald  
auf zwei quadratmetern unten im bild der kopf  
mit schwarzer mütze meine mutter schaut hoch  
zu den dunklen kugeln habt ihr geerntet  
kalt genug ist es. hier bin ich auf der straße  
über die gleise und sehe da auch  
einen strauch weniger stolz doch  
genauso großzügig streckt er mir seine perlen  
nachtblau entgegen ich muss passen  
leider zu viele autos trotz kälte  
ungenießbar kein rezept  
für die früchte wurde mir überstellt (beigebracht)  
nur die dornen in den fingern das weiß ich noch  
wie das gesicht sich zusammenzieht um den stein  
trotz der unbestreitbaren süße  
nach dem ersten frost

## Kann es ein Herbstgedicht geben

    ohne bunte Blätter,  
    ohne frostige Morgen  
    und perlenbesetzte Spinnennetze,  
    ohne am Baum verbliebene Äpfel,  
    ohne wabernde Nebel,  
    ohne Abschiedsschmerz,  
    ohne hochgeschlagene Mantelkrägen  
    und niedergeschlagene Stimmungen,  
    ohne sehn suchtsvolle Erinnerungen  
    an heiße Sommertage?

Es geht, wie man sieht.

lauter zettel mit anklagen belegt  
durch zahlen: dass der staat!  
das gesundheitsministerium! ärzten wie ihm  
das leben so schwer, doch  
ich atmete schon leichter  
hatte mich doch aus dembett  
in die kälte bis hierher bewegt  
„Sie hatten eine Lungenentzündung“  
ergab das abhorchen ich zog mich an  
schicht um schicht um schicht  
dazwischen „Sie sind zu dünn“  
sprach er mehr abhärtten weniger schichten  
das ist doch einfach nur der wechsel der  
jahreszeit vielleicht hatte er recht  
meine mutter sagt das auch immer und  
jahre später sag ich es fast selbst  
zu meiner tochter die sich eine heizdecke bestellt  
jetzt ist mir heiß, oft, selbst im november  
hab ich zugenommen und die knie tun mir weh das  
ist normal wenn der herbst beginnt im leben  
einer frau vermute ich, dafür warte ich nicht und  
sowieso der arzt behandelt  
nur noch privat.

# Drei Begegnungen im Wald

Matthias C. Hänselmann

## Zerstreute

Bist du am Wald, aus dem die Flammen wehen,  
den schmalen Pfad ins Feld gegangen,  
wirst du des Jahres längste Schatten sehen,  
die in den Klettensträuchern sich verfangen,  
in Flitter ausgefranst an jedem Ast  
im flachen Lichte zittern, waagrecht fast.

Hier sind die Hügel, doch die Niederungen  
entziehen sich in abendlichem Dämmer,  
der Weg taucht immer tiefer unters Gras  
und unerträglich einsam wäre das,  
doch sind auf alle Schritte die der Lämmer  
zutraulich als Erwiderung erklungen.

Denn aus den Tiefen tauchen nun die Tiere,  
erlöst aus ihrer Freiheit, ihrer Irre,  
und scharen sich um dein verstummtes Schweigen –  
noch zögerst du, die Zahmen zu berühren,  
noch zögerst du, doch bald wirst du dich neigen,  
sie in die große Nacht hineinzuführen.

## Lichtung

Die Blätter rascheln und der Staub entsteht,  
in den wir flüchtig unsre Spuren Schreiben:  
Verweise auf ein Unentzifferbares –  
die Welt, die stumm daran vorübergeht,  
bemerkt nicht einmal, dass wir stehenbleiben,  
um das zu lesen, was da steht:

Der Wind schreibt eine Welle in den See,  
schreibt ein Geräusch in den versperrten Wald,  
schreibt ein Gefühl in meine dünne Haut –  
es zeichnet mich nicht, tut nicht einmal weh,  
verändert mich nicht und verschwindet bald,  
genauso wie die Welle und der Laut.

Was habe ich gespürt, gehört, geschaut?  
Es war etwas, das immer im Entschwinden  
unendlich alt ist und unendlich jung,  
mit dem, von meinem Atem angeraut,  
sich meine Worte gar nicht mehr verbinden – :  
ein traumverschlickter Rest Erinnerung ...

## *im Wald*

Geborgenheitskitsch: Wärme, Milch und Plüscht –  
und dann im Wald den Mund schon voller Erde,  
die Hagebutten kichern im Gebüsch,  
die Stirn voll Samen rot, ein freches Werden.

Und wie in Lehm geschmiegt ein Kälteschmerz,  
Insekten lösen ein Gewebe auf  
und spinnen dir daraus ein Netz ins Herz,  
poröse Haut, Geschlecht in süßem Lauf.

Das Gras von morgen, zukünftige Blüten,  
ein neuer Hagebuttenstrauch entsteht,  
in dem dir unbekannte Vögel brüten  
und jemand Fremdes, der den Waldweg geht.

Matthias C. Hänselmann,  
Medienforscher und -künstler.  
Neben wissenschaftlichen Büchern  
zu Zeichentrickfilm, Sonett,  
Hörspiel, Frühe Neuzeit und  
Expressionismus teils pseudonyme  
Veröffentlichung von Prosa und  
Lyrik sowie mehreren Kurzfilmen.



Haltlos werden die Blätter jetzt im Herbst.  
Eine Böe nach der anderen verführt sie dazu,  
die Fesseln abzulegen und sich aufzumachen.  
Dem Rausch der Freiheit erlegen  
stürmen sie blindlings über Wege und Straßen.  
Es kann nicht ausbleiben,  
dass einige von ihnen  
unter die Räder kommen.

---

Meine Güte  
wie schnell  
alles brechen kann  
noch gestern war ich doch  
deutlich besser dran  
besser darin  
auf der Stelle zu treten  
war im  
mit verbundenen Augen  
im Kreis rumzulaufen  
beständig gewesen  
bin über Pfützen gesprungen  
im Matsch ausgerutscht  
bin im Herbstwind  
mit blähender Jacke  
geflogen  
kein Witz  
ich bin wirklich  
fast abgehoben  
und jetzt  
meine Güte  
bin ich niedergeschmettert  
hab mich wieder  
und wieder  
und wieder  
verheddert  
wie ein Drachen  
in der gelbbraun  
rotleuchtenden Krone  
des einzigen Baumes  
auf dem Feld  
weit und breit  
hat zu lange gehalten  
war schon längst wieder Zeit.

Der Herbst ist über mein Leben hereingebrochen.

Leise, fast unbemerkt.

Nicht mit Wind und Regen, sondern mit Brotduft und stillen Abenden.

Mit Wäsche, die auf der Heizung trocknet, und Kerzen, die den Raum warm färben.

Mit einer kleinen Sauerteigfamilie im Kühschrank  
und angefangenen Häkelprojekten auf der Fensterbank.

Ich weiß nicht, wann genau es passiert ist,  
aber irgendwann wurde aus dem Drang, überall zu sein,  
der Wunsch, einfach nur hier zu bleiben.

Ich war mal laut.

Ich war die, die immer lachte, auch wenn sie nicht wusste, worüber.

Die, die ging, wenn's langweilig wurde.

Die, die tanzen konnte, bis der Morgen kam,  
und immer dachte, sie würde nie alt, nie müde, nie still.

Heute spüre ich es, wenn der Teig in der Schüssel aufgeht.

Wenn Regen an die Scheibe fällt  
und der Duft von Tee die Küche füllt.

Ich spüre es, wenn er nach Hause kommt,  
seine Jacke an den Haken hängt

und mich so ansieht, als wäre der Tag genau richtig verlaufen.

Er ist Juli, ich bin Herbst.

Er bringt Licht in Räume, in denen ich mich einkuschle.

Er riecht nach Wärme, nicht nach Aufbruch.

Mit ihm wird jedes „Bleiben“ ein kleines Abenteuer,  
jede Stille ein Zuhause.

Er ist nicht der Grund, warum ich still geworden bin,  
aber er ist der Grund, warum mir Stille nicht mehr weh tut.

Manchmal denke ich an früher.

An Nächte, die nach Rauch rochen,  
an Straßen, die nie enden wollten,

an Stimmen, die man nur im Dunkeln verstanden hat.

Und manchmal fehlen mir die Menschen, die mich begleitet haben.

Ich vermisste sie nicht so, wie man Menschen vermisst,  
sondern wie man eine Jahreszeit vermisst:  
mit Dankbarkeit, weil sie da war,  
und mit Frieden, weil sie gegangen ist.

Ich weiß nicht, wo sie sind.  
Ob sie immer noch durch Nächte tanzen  
oder längst auch Brot backen und ihr Glück zwischen Wäscheständer und Wochenmarkt gefunden haben.  
Ich hoffe nur, dass sie es warm haben.  
Dass sie geliebt sind.  
Dass sie sich selbst mögen, auch an Tagen,  
an denen sie nicht mehr die sind, die sie einmal waren.

Ich hoffe, sie wissen, dass sie ein Teil von mir bleiben,  
egal, wie still ich geworden bin.  
Dass sie das Feuer waren,  
aus dem diese Ruhe geboren wurde.

Der Herbst ist über mein Leben hereingebrochen,  
und diesmal bleibe ich.  
Mit Brot im Ofen, Wachs auf dem Tisch,  
und einem Menschen neben mir,  
der mich nicht verändert,  
sondern mich erinnert,  
dass ich angekommen bin.

Wenn er mich ansieht,  
fühlt es sich an wie Sonnenlicht auf altem Laub.  
Wie Sommer, der beschlossen hat, ein bisschen länger zu bleiben.  
Wie Juli im Herbst.

Herbst steht nicht für das Vergängliche.  
Herbst steht für das Ankommen.  
Manche brauchen den Sommer, voller Energie und Sonnenschein.  
Andere den Frühling, einen Neuanfang.  
Doch ich, ich brauche genau das hier.

Das Licht ist aus  
vergessen sind die Zwischentöne  
all die Grau  
die wir bewältigt

Hand an Hand  
durch leuchtend Grün geschlendert  
das Bunt des Herbstes  
lachend hochgewirbelt  
ein weißer Schleier  
wehte um unsere Lippen  
so rein, so stark, so gut

Geblieben sind die harten Kanten  
wie oft schon  
habe ich mich daran verletzt

Im Laub häuft sich der Herbst,  
gefallene Zeit, die ich  
in Träumen  
zusammenkehre.

Einst berührten sich  
unsere Gärten,  
wir ließen es grünen,  
legten kein Blatt vor den Mund.

Doch die Schatten unserer Nähe  
überwintern nicht in Worten,  
werden hart und spitz  
wie kleine Steine im Schuh.

Eline Menke, geboren 1956, lebt in Rheda-Wiedenbrück. Studium der Slavistik, Germanistik, Sozialwissenschaften; Promotion 1987. Veröffentlichungen in mehreren Literaturmagazinen und Anthologien, mehrere Literaturpreise. Mitglied der GZL.

## *Schöner Herbst*

Noch hängen Äpfel am Baum,  
rot und voll mostiger Süße,  
der Ruf des Kranichs  
raunt durch die Nacht;  
noch hemmt kein Frost  
den Eilschritt des Wassers,  
und die Sonne  
zeigt ihr vertrautes Gesicht.

Aber die Tage sind kürzer geworden,  
lang die Gebete;  
ums Haus schleicht der Zweifel,  
späht Zugänge aus.

*Friede ...?*

Jetzt, im Herbstwind, dem nassen,  
macht Nachbars Katze gut Wetter.

Auf die Matte vorm Haus  
hat sie Gaben gelegt:  
Beute, zertrennt  
in zwei Hälften -

Fellsack mit Schwanz, wie Fragezeichen geringelt.

Klumpen, blutig, Mäusekopf einst.

Die Schlaue, sie hofft  
auf ein Gegengeschenk -  
ein Schälchen Milch,  
ein Platz hinterm Ofen.  
Weihnachten dämmert,  
das Angebot lockt:

Milch gegen Blut, Mord gegen Wärme.

Doch Strenge tut not.

So höre der Altväter Spruch:  
Nimmer wäscht Milch  
Blut von der Schwelle.

Troll dich! Die Tür  
bleibt versperrt.

## *Ausblick*

Wie eine Partitur weht ein Schwarm Stare ins Feld,  
der Wald zeigt seine Herbstkollektion,  
vom Fichtenast plärrt die Krähe Schmähung ins Land.  
Gib die Hand! Lass uns bleiben noch  
übers Jahr.

Johann Peter, geboren in Frankfurt am Main, wohnt am Südhang des hessischen Westerwalds. Schreibt Prosa und Lyrik. „Schöner Herbst“ und „Friede ...?“ erstmals veröffentlicht in: Johann Peter, „Land und Leute“, Aquinarte, Kassel 2013)

Am Anfang war der Lärm.  
Autos, Stimmen, Tage voller Müssten.  
Dann kam das erste Blatt, das sich löste,  
als wäre nichts geschehen -  
und doch veränderte sich alles.  
Ich gehe jetzt langsamer.  
Nicht, weil die Welt sich verändert hat,  
sondern weil ich sie endlich sehe.  
Das Licht fällt tiefer,  
nicht härter.  
Ich mag das.  
Dieses sanfte Ermatten.  
Diese Wahrheit ohne Ehrgeiz.  
Die Luft riecht nach Erinnerung,  
nach Holz und nach Müdigkeit.  
Ein Vogel zieht,  
allein, gegen den Wind.  
Ich höre das Geräusch seiner Flügel  
und weiß: Er muss nicht ankommen,  
er fliegt nur, weil es seine Art ist.  
Ich wollte lange festhalten -  
Menschen, Stimmen, Dinge.  
Doch der Herbst lehrt mich,  
dass nichts geht,  
es sei denn, es darf.  
Und so lasse ich los,  
nicht mit Schmerz,  
sondern mit einem Nicken.  
Die Dinge dürfen fallen,  
wie Blätter,  
wie Sätze,  
wie ich.  
Ich bleibe stehen.  
Vor mir ein Feld, das atmet.  
Die Halme beugen sich,  
nicht aus Schwäche,  
sondern, weil sie wissen,  
dass Wind dazugehört.  
Ich sage nichts.  
Der Herbst antwortet nicht.

Aber etwas in mir beginnt,  
ihn zu verstehen.  
Er legt mir kühle Hände  
auf die Stirn,  
nimmt mir das Restlicht  
aus den Augen,  
als wolle er mich daran erinnern,  
dass Sehen auch Vertrauen heißt.  
Ich spüre,  
wie die Farben leiser werden,  
wie die Tage sich sammeln,  
um kleiner zu werden.  
Das Leben zieht sich zurück,  
nicht aus Angst,  
sondern, um Kraft zu sparen  
für das, was wiederkommt.  
Ein Blatt fällt.  
Langsam, als hätte es Zeit.  
Und ich denke:  
So müsste man gehen -  
nicht fliehen,  
nicht festhalten,  
nur fallen,  
mit Würde.  
In mir wird es still,  
wie in einem Zimmer,  
in dem eben jemand gegangen ist.  
Doch die Wärme bleibt.  
Ich lächle.  
Zum ersten Mal seit Langem  
ohne Grund.  
Der Herbst sagt nichts.  
Aber ich weiß:  
Er hat mich verstanden.  
Ich ging weiter ohne Ziel,  
nur mit den Schatten der Bäume im Schritt.  
Hinter mir nichts verloren,  
vor mir nichts zu holen.  
Und der Wind trägt, was bleibt -  
und nennt es Frieden.

# Gesellschaft vorm Winter

Helmut Blepp

---

Als die Tage kürzer wurden  
passten sie durch meine Tür  
und ich trug sie behutsam  
an den Ofen beim Fenster

Da saßen wir dann  
schauten aufmerksam hinaus  
und stellten fest  
dass die Tage kürzer wurden

Meine Gäste freuten sich  
im Warmen zu sein  
und bemitleideten  
die da draußen

---

Herbstfeuer auf dem abgeernteten Acker  
dazwischen hungrige Störche  
die in den Furchen stochern

Rauch und Frühnebel vereinen sich  
zur wabernden Wand  
hinter der sie verschwinden

Nach Afrika vielleicht  
über die Ostroute  
oder doch nur hinterm Damm  
wo Schwäne treiben  
im Dunst auf dem Fluss

Komm rein auf ein paar Gedanken  
über Unwiederbringliches

Für dich steht hier immer ein Glas  
neben meinem bestoßenen Pokal

Mit dem alten Maler vom Berghof  
habe ich gerade die Färbung von Reben diskutiert  
früher konnte ich ihre Triebe bunt schneiden

Heute tut mir alles weh bei der Arbeit  
vom Nacken bis in den Schritt

Mit den Ärzten bin ich längst per du  
sie schreiben Rezepte  
und meine Gelenke ab

Lautlos wächst der Wein  
wir bewachen seine Nächte  
und am Morgen liegen wir im Berg  
das frühe Sonnenlicht  
riecht so gut nach Farbe

Helmut Blepp, geboren 1959 in Mannheim, lebt in Lampertheim. Bis 2024 selbständiger Berater für Arbeitsrecht. Mehrere Veröffentlichungen in deutschsprachigen Zeitschriften und Anthologien sowie Lyrikbände. (“Unterm Slevogt-Hof” erstmals veröffentlicht auf Pigeon Publishing, 2024.)

# Erzählungen

---

Graue Wolken über den Weiden, Knicks, den Höfen, die die Mundwinkel hängen lassen, sich ducken, zusammenziehen, wenn es denn ginge. Es tropft von den Dächern, den Ästen. An schwarzen Zweigen hängen die letzten gelben Blätter. Busch und Holz werden in die Küche getragen, Rauch kräuselt sich im stillen Grau. An der Tür stehen Gummistiefel, die in Matsch und Mist treten, in Gülle, die in Rinnalen über den Zement fließt, vor den Ställen, in denen das Vieh dampft, schnaubt, mit den Ketten klimpert. Kinder pressen ihre Nasen ans Fenster, sehen auf das feuchte Gras, die Schaukel, die da einsam hängt im Baum, haben Pullover angezogen, lange Hosen. Der Ruf der Mutter: „Schuhe aus, Tür zu!“, wenn die Feuchtigkeit, die Kühle hereindringt, das Klamme in den Kleidern sitzt. Die Hosentaschen des Vaters, ausgebeult von Haselnüssen, die er auf den Küchentisch gießt, gesammelt hat da draußen, wo es nieselt, die Pfützen stehen, Traktoren breite Spuren hinterlassen. Die kleinen Nüsse kommen in einen großen Schuhkarton, lagern dort bis Weihnachten, bis sie geknackt werden. Viele sind hohl, die Ausbeute gering, aber der Geschmack, frisch, saftig. Abends das rote Feuer im Herd, rauscht, rast. Die Mutter brät Pilze, Champignons, die hinten auf der Hauskoppel wachsen, für zwei, drei Mahlzeiten reichen, ein Mal im Jahr ihre weißen Köpfe aus dem nassen Grund herausstrecken. Brombeeren sind schon im Glas, kommen dunkelviolett aufs Brot. Eingemachte Früchte lagern im Keller, Fliederbeersaft in grünen Flaschen. Die rotweißen Runkelrüben für das Vieh liegen in einer Miete am Knick, geschützt durch Feldsteine, Stroh, werden auf einen Anhänger geladen, an eine Luke am Stall gefahren und mit der Forke hineingeworfen, wo sie morgens und abends gehäckelt eine große Holzkarre füllen, den Kühen in die Futterrinne gekippt werden, dass es knackt und malmt in ihren Mäulern, schäumt. Immer noch fallen Kastanien, prallen auf das Kopfsteinpflaster, kullern aus ihren grünstacheligen Schalen, schneeweiss gepolstert. Die Kinder basteln daraus Tiere, stechen Löcher in den braunen Leib, Streichhölzer werden zu Beinen. Im Geäst sitzt stumm eine Amsel, der gelbe Schnabel leuchtet. Längst vergangene Zeit.

Uta Biehl, Jahrgang 1955, aufgewachsen auf einem Bauernhof in Schleswig-Holstein. Tätigkeit als PTA in Kiel und Hamburg, später als Lehrerin in Kassel bis 2021. Schreibt seit 20 Jahren allein und in Gruppen.

Die Arbeit war erledigt. Der Gaul stand im Stall und kaute sein Heu, Feige saß auf der Veranda und rauchte Pfeife, zu seinen Füßen lag schnurrend die Katze. Kurz: Die Welt war in Ordnung. So glich ein Tag dem anderen, bis sich im Acker ein Loch auftat.

Feige ignorierte es. Beim Pflügen führte er den alten Gaul außen herum. Jetzt hatte er also ein kleines bisschen weniger Ackerfläche, wozu sich deshalb den Kopf zerbrechen? So, wie es gekommen war, würde es wohl auch wieder gehen.

Eines Tages, es war im Herbst, die Ernte war schon eingeholt, stand ein Fremder vor dem Loch und blickte hinein. Feige saß auf der Veranda.

„Du hast da ein Loch“, rief der Fremde. Feige erhob sich und schlurfte mit der Hand in der Hosentasche auf ihn zu. In der anderen hielt er seine Pfeife.

„Ach ja?“, fragte er da, und der Fremde blickte ihn an.

„Kann man das übersehen?“

„Viel zu tun“, entgegnete Feige und spuckte aus. In der trockenen Erde bildete sich ein Krater. Ringsum stieg feiner Dunst auf.

„Jedenfalls“, sagte da der andere, „will ich's dir abkaufen. Wo du's ja eh nicht brauchst.“

Feige kniff die Augen zusammen. Vielleicht, weil der Wind ihm den Rauch in die Augen wehte, vielleicht, weil die tiefstehende, rotglühende Abendsonne ihn blendete. Vielleicht aber auch, weil er das immer tat, wenn einer einen Scherz machte, den er nicht verstand.

„So“, sagte Feige bloß.

„Also?“

„Bring der Katze einen Fisch und dem Gaul eine Möhre und dann mach, was du willst“, sagte Feige, spuckte noch mal aus und ging über die Veranda in seine Hütte.

Am nächsten Morgen regnete es. Eine Krähe saß mit nassglänzendem Gefieder auf dem Geländer der Veranda und schrie gegen die Wolken an. Soll sie nur, dachte Feige, ich bleib heute drinnen.

Gerade, als das Teewasser kochte, klopft es an der Tür. Feige nahm den Kessel vom Herd und übergoss in kreisenden Bewegungen die Teeblätter. Das Kräuteraroma breitete sich langsam in dem kleinen Raum aus. Erst dann machte er auf.

„Fisch und Möhre. Wie abgemacht.“

Feige kniff die Augen zusammen.

„Ikschwan heiße ich übrigens. Jetzt sind wir also Nachbarn.“

Und Ikschwan machte kehrt und stieg über den durchweichten Acker auf das Loch zu, wo er sich auf seinen Hosenboden fallen ließ und dann in der Erde verschwand.

„Heiß doch, wie du willst“, murmelte Feige und schloss mit Fisch, Möhre und noch immer zusammengekniffenen Augen die Tür.

Jetzt hatte er also einen Nachbarn. Ikschwan hieß der und wohnte in einem Loch auf seinem Acker. Na, wenn's weiter nichts ist, dachte Feige und warf der Katze den Fisch hin.

Von Katzen verstand er was: Nicht gegen den Strich streicheln. Finger weg vom Bauch. Mit den Menschen war das anders.

Als seine Frau damals sagte: Mit dir lässt sich nicht reden, da antwortete er bloß: Hm, und das war dann auch nicht das Richtige. Das war dann der Grund für tagelanges Schweigen, und für ihn war das Schweigen in Ordnung, aber für seine Frau nicht.

Seitdem gab es nur noch den Gaul und die Katze und manchmal vielleicht noch den Kuno vom Dorf, der auf seiner Kutsche vorbeifuhr und zum Gruß den Arm hob. Und jetzt hatte er also einen Nachbarn, der Ikschwan hieß.

Was der wohl machte, da draußen, dachte Feige, nachdem ein paar Stunden verstrichen waren. Es regnete ja und er saß da in seinem Loch. Zumindest hatte Feige nicht gesehen, dass er wieder herausgestiegen wäre. Vielleicht sollte er mal nachschauen.

Mit der Kapuze auf dem Schädel stapfte er über den Acker. Die Stiefel blieben im Matsch stecken. Aus dem Loch stieg Rauch auf.

„Ah, Nachbar!“

Feige beugte sich über den Rand und sah den Fremden und vor allem sah er seinen Gaul. Glaubte zumindest, seinen Gaul zu sehen. Aufgespießt, sich im Kreis drehend, über dem Feuer brutzelnd. Vorsichtshalber kniff er die Augen zusammen.

„Was für ein Wetter, nicht wahr? Da dachte ich, dass ich uns was Warmes zu futtern mache.“

„Ist das mein Gaul?“

„Ja, die Ernte ist ja schon eingeholt und da dachte ich, dass du ihn eh nicht mehr brauchst.“

Ja, da hatte er wohl recht. Jetzt hatte er also ein Maul weniger zu stopfen. Über den Winter hätte der Klepper ja auch satt werden müssen, das Heu konnte er jetzt stattdessen im Dorf verkaufen, der Kuno würde ihm einen guten Preis dafür zahlen und im Frühling könnte er sich dann einen neuen Gaul kaufen, einen besseren. Und doch war es eigenartig. Es war ja nicht bloß ein Gaul, sondern der Holger, der sich da jetzt drehte, derselbe Holger, der gestern noch im Stall gestanden und Heu gefressen und mit seinem Schwanz die Fliegen weggeschlagen hatte. Der Holger mit seinem eigenen Kopf, dem man fünf Mal zurufen konnte: Rechts lang!, und der dann doch nach links abbog und noch mit dem Ohr zuckte, als wäre ihm das Gerufe lästig.

Am nächsten Morgen stand Feige vor Kunos Hütte und klopfte an. Statt Kuno machte seine Frau auf.

„Ist der Kuno nicht da?“

„Nein, der ist nicht da. Er ist jetzt beim Ikschwan.“

„Beim Ikschwan, sagst du?“

„Ja. Was kümmerts dich?“

Ja, was kümmerte es ihn? Und als Feige nichts sagte, schloss sie die Tür.

So ging Feige also zurück und dachte unterwegs über das Leben nach. Worüber genau? Das wusste er selbst nicht. Das Leben war ihm ja weitestgehend fremd, früher, als junger Mann, hatte er noch häufiger darüber nachgedacht, manchmal so sehr, dass ihm danach fast der Kopf gequalmt hatte: Warum er hier war, wozu er geboren worden war - wohl zum Ackerpflügen, hatte ihm sein Vater da geantwortet und gelacht. Die Männer pflügen die Äcker und die Frauen kriegen die Kinder, Punkt. Und was ihm anfangs noch wie ein Scherz vorgekommen war, wurde dann Wirklichkeit: Lina bekam das Mädchen und er pflügte weiter den Acker. Mehr war da nicht. Manchmal, selten noch ein Kuss, vielleicht ein kurzes Gespräch darüber, wie der Tag gewesen war: Die Kleine hatte vielleicht ein neues Wort gelernt, konnte jetzt Katze sagen, aber da hörte Feige schon kaum noch zu, schlummerte schon halb, weil der Tag ihn matt gemacht hatte.

Jetzt war die Kleine weg und Kuno war bei Ikschwan. Und als Feige am Loch vorbeiging, hörte er den Kuno deutlich Katze sagen. Da beugte er sich über den Rand und sah, aufgespießt und sich im Kreis drehend, seine Katze über der Flamme brutzeln.

„Ah, Nachbar!“, sagte Ikschwan da und auch Kuno hob zum Gruß den Arm, es roch nach Kräutern und nach Pfeifentabak, aber Feige winkte bloß ab, ging über die Veranda in seine Hütte und lag mit dem Geruch von Fisch in der Nase die halbe Nacht wach.

So vergingen die Tage. Draußen, im Loch, war jetzt immer etwas los, es wurde gesungen und getanzt und Feige saß zuhause und dachte nach. Dachte an Lina. Kleine Zecke, hatte sie immer gesagt, saugst mir das Leben aus mit deiner zahnlosen Gosch, und dabei hatte sie gelacht und die Kleine auf ihrem Schoß geschaukelt, sie in den Graben fallen und von den Raben fressen lassen, und Feige war froh, sie bei sich zu haben.

Nur wenn sie aus dem Dorf kam, mochte er sie nicht. Dann kam sie durch das Gatter auf ihn zugelaufen, vielleicht mit einer Kanne Milch unter dem Arm und der Kleinen auf dem Rücken und dann ging sie neben ihm her und erzählte. Erzählte mit leuchtenden Augen. Vom Laden und von den Kleidern der Leute, von Fremden und ihren Problemen, ihren Wünschen, und dabei schnappte sie kaum Atem, sie erzählte und erzählte: Von Stoffen und Gläsern, von Strümpfen und Frisuren, sie wollte ihn anstecken mit ihrer Freude, aber Feige war beschäftigt.

Und wenn er abends in die Hütte trat, müde, abgekämpft, dann empfing sie ihn schon. Sperrete schon den Mund auf, um wieder anzufangen, doch da sagte Feige gleich: Hm, und sah weg. Wich dem Leuchten aus. Bis es dunkel wurde. Bis sie wieder die Kleine auf den Schoß nahm, bis sie wieder in den Sumpf fiel und Plumps machte.

Und an alledem war Ikschwan schuld. Der Gedanke kam ihm in der Nacht. Wolkenverhangen, windig war der Gedanke, aber er war da und ließ sich nicht mehr vertreiben: Ikschwan war schuld. Seit Ikschwan da war, waren auch die Gedanken wieder da, vorher hatte es nur die Arbeit gegeben, die Pfeife und den Tee, die Katze

und den Gaul und sonst nichts. Und jetzt war Lina wieder da. Jetzt war die Kleine wieder da, jetzt wurde wieder geschaukelt und gelacht und so ging Feige zum Schuppen, um den Spaten zu holen.

Die Erde war noch nicht gefroren. Zuletzt hatte es sogar wieder geregnet, die Erde war jetzt matschig und schwer, aber Feige hatte Kraft. Ein bisschen ins Schwitzen kam er wohl. Ein bisschen dampfte wohl auch die Haut auf seinem Schädel, wenn der Mond zwischen den Wolken hervorbrach und ihn weiß anstrahlte, aber das war es wert, jetzt war Schluss, aus, Ende, das Loch wurde zugeschüttet und Ikschwan war Geschichte, Punkt. Dann ging er ins Bett. Fiel in einen traumlosen Schlaf. Konnte endlich wieder ohne Gedanken sein.

Bis zum Morgen. Bis er aufwachte, aufgespießt, sich im Kreis drehend, und über dem Feuer brutzelte. Und neben ihm stand Ikschwan, tanzte viel mehr, immer schneller, immer wilder, Ikschwan drehte Schrauben, machte Überschläge und spuckte Feuer und hinter den Flammen sah Feige Lina tanzen und die Kleine, die immer wieder Katze rief und so den Takt vorgab.

Und hier blieb er jetzt. Hier verbrachte er jetzt seine Tage und Nächte, machte sich seine Gedanken und kam doch nicht dahinter.

Heinrich betrachtete die bunten Blätter, die im Garten über den ganzen Rasen verteilt waren. Rotbraun, goldgelb, rostrot – ein Teppich aus Farben, der in der Oktobersonne leuchtete. Die alte Eiche in der Mitte des Gartens hatte wieder einmal ihre Blätter abgeworfen. Und wie jedes Jahr griff er nach der Harke, um die Blätter zusammenzurechen. Doch diesmal musste er es allein tun.

Fast vierzig Jahre lang hatte er dieses herbstliche Ritual mit Martha zusammen erledigt. Sie hatten hart gearbeitet, gelacht, geschwitzt und sich geneckt. Heinrich hatte sich beschwert, dass die Eiche so viele Blätter abwarf, und Martha hatte ihm dann einen Kuss auf die Wange gedrückt und ihn besänftigt. „Die Eiche war deine Idee, weißt du noch?“ Sie hatte gekichert, während sie ihm eine Handvoll Blätter ins Gesicht warf und dann vor ihm davon lief.

Er erinnerte sich noch an den Tag, als sie beide die kleine, noch junge Eiche in ihrem Garten eingebuddelt hatten. Sie hatten die Vorstellung gehabt sich später in ihren Schatten zu setzen und die stillen Momente des Lebens zu genießen.

Jetzt ragte der Baum stolz in den Himmel. Seine Äste breiteten sich weit über den Garten aus, warfen Schatten auf das Haus und die Beete und auf die hölzerne Bank, die Martha vor zwanzig Jahren dort aufgestellt hatte. Heinrich umfasste den Griff der Harke und begann die gewohnte Arbeit. Das vertraute Geräusch, ein leises Kratzen und das Rascheln der Blätter erfüllten die Luft. Nach nur wenigen Minuten war ein kleiner Haufen entstanden und seine Schultern begannen zu schmerzen. Wann war er alt geworden? Eigentlich sollte er mit fünfundsechzig noch fit sein. Aber die letzten Monate hatten an ihm gelehrt. Die Wochen im Krankenhaus und die Tage und Nächte am Bett bei seiner Frau. Und dann die Beerdigung und die stillen und leeren Tage danach. Seit drei Monaten lebte er für sich, kochte nur noch eine Tasse Kaffee statt zwei, saß allein vor dem Fernseher. Er schaute nicht mehr seine Lieblingssendungen im Fernsehen, weil Martha nicht neben ihm saß und alles kommentierte. Er hörte nicht mehr Radio, weil er nicht mehr mit ihr durch die Küche tanzen konnte. Seine Tochter Sabine hatte versucht, ihn aus seiner Einsamkeit zu holen. „Du musst mehr raus. Geh doch mal auf den Wochenmarkt oder in dein Lieblingscafé. Triff dich mit anderen Leuten.“

Heute war er nach draußen gegangen und harkte Laub. Doch er war müde und es ging langsam voran, denn Marthas Lachen fehlte. Und so hatte er nach einer Stunde erst ein Drittel des Rasens geschafft. Der Laubhaufen wuchs langsam aber stetig und doch musste Heinrich immer öfter eine Pause machen.

Er lehnte sich auf die Harke, atmete einmal tief durch und hielt sein Gesicht in die Sonne.

„Herr Bergmann?“

Eine helle Stimme ließ ihn sich umdrehen. Am Gartenzaun standen die Zwillinge von nebenan, Emma und Linus. Zwei aufgeregte Achtjährige mit roten Wangen und funkelnden Augen. Sie trugen blaue Jacken und hatten bunte Mützen auf.

„Können wir helfen?“, fragte Emma. Linus nickte eifrig neben ihr.

Heinrich seufzte. Eigentlich sollte er ablehnen, wie er es in den letzten Wochen bei allen Angeboten getan hatte. Die Nachbarn hatten Kuchen oder Essen vorbeigebracht und er hatte höflich gedankt und die Tür geschlossen. Als der Briefträger gefragt hatte, wie es ihm gehe, hatte er gemurmelt, es gehe ihm gut. Und

nachdem Sabine anfangs fast jedes Wochenende vorbeigekommen war, hatte er sie schon bald weggeschickt mit den Worten, es sei nicht nötig.

Aber etwas hielt ihn diesmal zurück. Die beiden schauten ihn erwartungsvoll an, ihre lächelnden Gesichter und die unverhohlene Freude ließen ihn schmunzeln.

„Na gut“, sagte er schließlich. „Aber ihr müsst ordentlich harken.“

Die Kinder jubelten und hüpfen durch das kleine Eingangstor. Emma rannte direkt zum Schuppen. „Ich weiß, wo die kleine Harke ist! Frau Bergmann hat sie mir letztes Jahr gezeigt!“

Bei Marthas Namen zuckte Heinrich zusammen und ein Ziehen in seinem Herzen machte sich bemerkbar.

Emma kam mit der rot lackierten Kinderharke zurück, die Martha vor Jahren auf dem Flohmarkt für die Enkelkinder gekauft hatte.

Linus brauchte keine Harke. Er hatte sich einen kleinen Korb aus dem Schuppen geholt, hob sorgfältig ein Blatt nach dem anderen auf und stapelte sie in dem Behältnis. Dabei warf er manche in die Luft und beobachtete, wie sie langsam dem Boden entgegen segelten.

„Linus, du sollst Blätter sammeln, nicht in die Luft werfen!“, rief Emma, lachte dabei und harkte weiter emsig Laub.

Heinrich stand da und beobachtete die beiden. Etwas in ihm wollte sie aufhalten, ihnen sagen, dass Laubharken eine ernste Angelegenheit war und keine Spielerei. Aber er konnte nicht. Es war schön den Zwillingen zuzusehen, wie sie durch seinen Garten wuselten. Er fühlte sich lebendiger, leichter. Also setzte er seine eigene Harke wieder an und arbeitete weiter.

Emma harkte mit einer Ernsthaftigkeit, die ihn überraschte. Sie zog saubere Linien über den Rasen, sammelte jedes Blatt ein. „Frau Bergmann hat mir gezeigt, wie man das richtig macht“, erklärte sie. „Sie hat gesagt, man muss immer in die gleiche Richtung harken, sonst verteilt man die Blätter nur neu.“

„Das hat sie gesagt?“, fragte Heinrich leise.

„Ja! Letztes Jahr haben wir zusammen den ganzen Garten gemacht. Wissen Sie noch, Sie waren damals ein paar Tage bei ihrer Tochter.“

Linus ergänzte: „Es hat so viel Spaß gemacht. Sie hat uns dabei Geschichten erzählt.“

Heinrich nickte nur. Er konnte nicht sprechen, ein dicker Kloß verschloss seinen Hals und hemmte seine Stimme. Martha hatte ihm nichts davon erzählt, dass sie Zeit mit den Nachbarskindern verbracht hatte. Aber er konnte sich genau vorstellen, wie sie mit den beiden den Garten auf Vordermann gebracht hatte. Sie liebte es, mit Kindern zusammen zu sein.

Nach einer Weile kam noch jemand an den Zaun. Julia, die Mutter der Zwillinge, mit ihrem zweijährigen Sohn Max auf dem Arm. „Entschuldigung, Herr Bergmann“, sagte sie. „Ich hoffe, die beiden nerven nicht.“

„Nein“, sagte Heinrich. „Sie ... sie helfen. Und sie geben sich so viel Mühe.“

Julia lächelte und setzte Max ins Laub. Der Kleine quietschte vor Freude und begann sofort, Blätter zu zerreißen und in die Luft zu werfen. Julia hob die Schultern. „Na ja, wenn wir jetzt schon alle hier sind, kann ich auch mithelfen. Haben Sie noch eine Harke?“

„Im Schuppen“, murmelte Heinrich.

Und so waren sie bald zu fünf im Garten. Der Laubhaufen unter der Eiche wuchs stetig. Julia arbeitete effizient und still, während sie gleichzeitig Max im Auge behielt, der glücklich mit den Blättern spielte. Emma und Linus wetteiferten darum, wer mehr Blätter zusammentragen konnte. Und Heinrich harkte einfach weiter, Reihe für Reihe.

„Wissen Sie was?“, sagte Emma plötzlich und lehnte sich auf ihre Kinderharke. „Das hier erinnert mich an ein Bild, das Frau Bergmann mir mal gezeigt hat. Von früher. Da waren ganz viele Leute in diesem Garten und haben zusammen geharkt.“

„Das war bei unserem Einzugsfest“, sagte Heinrich, bevor er nachdenken konnte. „1975. Die halbe Straße war da.“ Die Erinnerung kam plötzlich und klar. Ein sonniger Oktobertag, nicht unähnlich diesem hier. Martha hatte darauf bestanden, ein großes Fest zu feiern, obwohl das Haus noch nicht fertig renoviert war. Sie hatten Würstchen gegrillt, Kürbissuppe gekocht, und am Ende hatten alle zusammen das Laub geharkt, während die Sonne unterging.

„Das muss toll gewesen sein“, sagte Emma verträumt.

„War es“, sagte Heinrich leise.

Julia warf ihm einen Blick zu, vorsichtig, mitfühlend, aber nicht aufdringlich. „Martha hat oft von diesem Garten erzählt“, sagte sie. „Sie hat gesagt, hier wäre immer Platz für alle gewesen.“

Heinrich nickte nur. Seine Kehle war zu eng zum Sprechen.

Sie arbeiteten weiter. Irgendwann wurde Max müde und schlief ein. Heinrich bot ihr an, ihn ins Haus zu bringen und so schlief der kleine Junge bald in Heinrich und Marthas Gästezimmer. Währenddessen entdeckte Linus eine Schnecke und verbrachte zehn Minuten damit, sie zu studieren. Emma sang leise vor sich hin, ein Lied, das er auch bei Martha manchmal gehört hatte.

Als der Rasen endlich laubfrei war, befand sich ein gewaltiger Haufen unter der Eiche.

„Dürfen wir?“, fragte Linus und zeigte auf den Haufen, die Augen groß vor Erwartung.

Heinrich wollte nein sagen. Aber er spürte auch einen Funken Freude in sich, der es ihm nicht erlaubte den Jungen zu enttäuschen.

„Von mir aus“, sagte er.

Die Kinder kreischten. Emma nahm Anlauf und warf sich mit ausgebreiteten Armen in die Blätter. Linus folgte, kullerte durch den Haufen, kam lachend wieder zum Vorschein, das Haar voller Laub.

Julia lachte. „Jetzt müssen wir wieder von vorne anfangen.“

„Macht nichts“, hörte Heinrich sich sagen. Und es machte tatsächlich nichts. Die Freude der Kinder und das Lachen war mehr wert als ein ordentlicher Laubhaufen.

Er setzte sich auf die Bank unter der Eiche und blickte sich um. Rechts waren die Beete, die bereits für den Winter vorbereitet waren. Dann der Kirschbaum an der hinteren Mauer. Und das Haus mit seinen warmen Backsteinmauern.

Julia setzte sich neben ihn, einen müden Max auf dem Schoß. „Alles in Ordnung?“, fragte sie leise.

Heinrich nickte. „Ja. Ich ... danke. Für die Hilfe.“

„Martha hat uns so viel geholfen“, sagte Julia. „Sie hat auf die Kinder aufgepasst, als Max geboren wurde. Sie hat Emma das Lesen beigebracht, als sie in der Schule Schwierigkeiten hatte. Sie hat ...“ Julia verstummte, räusperte sich. „Sie fehlt uns allen.“

„Ja, das tut sie“, flüsterte Heinrich.

Sie saßen eine Weile schweigend da, während die Zwillinge weiterspielten und Max sich an seine Mutter kuschelte.

Plötzlich stand Emma vor ihm, mit Blättern im Haar und roten Wangen. „Herr Bergmann. Haben Sie noch heiße Schokolade?“

Die Frage traf ihn unvorbereitet. Martha hatte immer heiße Schokolade gemacht, nach der Gartenarbeit, mit Sahne obendrauf und einer Prise Zimt. Die Kinder hatten es geliebt.

„Ich weiß nicht ...“, begann er.

„Frau Bergmann hat immer gesagt, nach dem Laubharken gibt es heiße Schokolade“, sagte Emma bestimmt. „Das ist eine Tradition.“

Julia griff ein. „Emma, wir können nicht einfach ...“

„Nein“, unterbrach Heinrich. Er stand entschlossen auf. „Emma hat recht. Das ist eine Tradition.“ Linus war inzwischen auch zu ihnen gekommen. „Kommt alle mit ins Haus.“

Er hatte seit Wochen keinen Besuch mehr. Nur seine Tochter kam hin und wieder vorbei. Das Haus war sein Rückzugsort geworden, seine Burg, in der er sich versteckte und die ihm Sicherheit gab. Aber heute führte er Julia mit ihren Kindern in sein Reich. Kurze Zeit später fanden sie sich in der Küche wieder. Hier war alles wie immer. Ordentlich, sauber und die Tasse, aus der er heute früh seinen Kaffee getrunken hatte, stand noch auf dem Tisch. Heinrich öffnete den Schrank über dem Herd. Dort stand die Kakaodose, die Martha von ihrer Mutter geerbt hatte.

„Ich ... ich weiß nicht mehr genau, wie Martha die Schokolade gemacht hat“, gab er zu.

„Ich weiß es!“, rief Emma aufgeregt. „Drei Löffel Kakao, zwei Löffel Zucker, ein bisschen Milch zum Anrühren, dann die heiße Milch dazu. Und Sahne obendrauf!“

Heinrich schmunzelte und gab Emma die Kakaodose. „Na, dann los. Nur Sahne habe ich keine. Aber ohne geht bestimmt auch.“

Gemeinsam machten sie die heiße Schokolade. Julia kümmerte sich um die heiße Milch, Emma und Heinrich rührten den Kakao an. Linus trug die Tassen zum Tisch, während der kleine Max auf einem Stuhl saß und in die Hände klatschte.

Sie saßen alle um den Küchentisch herum. Es war voll, laut und lebendig. Heinrich schaute zufrieden in die glücklichen Gesichter der Kinder.

„Die schmeckt fast genauso gut wie die von Frau Bergmann“, verkündete Emma nach dem ersten Schluck.

„Auch wenn keine Sahne drauf ist.“

„Stimmt.“ Linus grinste Heinrich mit seinem schokoladenverzierten Mund an. Und Heinrich genoss seine eigene heiße Schokolade, auch wenn die Erinnerungen an Martha ihn überfluteten. Und obwohl es weh tat, war es gleichzeitig tröstlich.

# Neuanfang im Oktober

---

„Wissen Sie“, sagte Julia vorsichtig, „die Kinder würden gerne öfter helfen. Im Garten, meine ich. Wenn Sie möchten. Martha hat ihnen so viel beigebracht – über Pflanzen, über die Jahreszeiten, über ...“

„Über Geduld“, ergänzte Heinrich leise. „Sie hat immer gesagt, ein Garten lehrt Geduld.“

„Genau das.“

Heinrich sah in die erwartungsvollen Gesichter der Kinder. Emma mit ihren klugen Augen. Linus mit seinem verschmitzten Lächeln. Der kleine Max, der gerade versuchte, seine Schokolade überall zu verteilen, nur nicht in seinem Mund.

„Der Garten wird bald winterfest gemacht werden müssen“, sagte er langsam. „Die Rosen müssen geschnitten werden. Die Beete abgedeckt. Die Gartengeräte müssen eingelagert werden.“

„Wir können helfen!“, rief Emma sofort.

„Das ist viel Arbeit.“

„Das macht nichts!“

Heinrich nickte langsam. „Na gut. Probieren wir es aus.“

Emma und Linus klatschten sich ab und umarmten dann Heinrich, der gar nicht genau wusste, was ihm geschah.

Als Julia und die Kinder gegangen waren, stand Heinrich allein in der Küche. Das Haus fühlte sich anders an. Nicht mehr so leer. Eher still. Eine angenehme Stille nach einem lebhaften Nachmittag.

Durch das Fenster konnte er den Garten sehen. Der Laubhaufen war wieder zusammengetragen worden, bevor alle gingen.

Heinrich stand auf und ging zur Anrichte. Dort stand die Fotografie, über die Emma gesprochen hatte. Das Einzugsfest, 1975. Martha lachend, umgeben von Nachbarn und Freunden, der Garten voller Menschen und Leben.

„Du fehlst mir. Aber heute das war schön“, sagte er leise zu dem Bilderrahmen und stellte ihn zurück an seinen Platz. Draußen ging die Sonne unter, tauchte den Garten in goldenes Licht. Morgen würde er die Rosen schneiden. Und am Wochenende würden Emma und Linus kommen und helfen. Und Heinrich freute sich darauf.

Beate Charlotte Brett, geboren und aufgewachsen in Brandenburg. Geschichtenerzählerin von Kindesbeinen an; schreibt Kurzgeschichten und zurzeit ihr erstes Buch.

# IN EIGENER SACHE

## Finanzielle Wertschätzung

Sie als Leserin/Leser entscheiden, wieviel Ihnen das vorliegende Werk wert ist, in Anbetracht Ihrer finanziellen Mittel. Den finanziellen Ausgleich können Sie über die Website entrichten.

## Mitwirkung

Wir suchen engagierte Mitwirkende, die sich (zunächst ehrenamtlich) bei der *AIEIA zeitschrift für literatur* in den Aufgabenbereichen Marketing, Social Media, Netzwerken, Vertrieb und/oder Design einbringen möchten. Entsprechende Erfahrung und Kenntnisse sind gern gesehen, aber nicht zwingend notwendig.

## Ausschreibungen und Veröffentlichungen

Besuchen Sie gerne unsere Website und abonnieren Sie bei Bedarf den Newsletter, um stets über Neuigkeiten zu regelmäßigen Ausschreibungen und Veröffentlichungen informiert zu bleiben.

<https://aieiazine.wixsite.com/aieia>

aieia@outlook.de

Empfehlen Sie uns gerne weiter!

## Impressum

AIEIA zeitschrift für literatur  
c/o Marius Schüssler  
Bleichstr. 55, D-63065 Offenbach  
(+49) 069 3730 7830